

funfzehnter Sonntag.

Heute Morgen ist Papa wieder abgereist; wir begleiteten ihn eine Strecke Weges, Wilhelm und ich, und gingen zu Fuß nach Haus. Mama, Tante und Marie waren zur Kirche gefahren. Wir sprachen gegen Papa unser Leidwesen darüber aus, daß er wieder fort müsse, und es thut ihm selber so leid, das ist das Schlimmste. Er lächelte und sagte: „Als Ihr heute Euer Spruchbuch aufschlugt, da lautete der Spruch: Wirket, weil es Tag ist, denn es kommt die Nacht, wo Keiner mehr wirken kann. Wenn Ihr die Wahrheit dieses Spruches einseht, der sich freilich wenig auf nur weltliche Dinge bezieht, könnt Ihr begreifen, weshalb ich fort muß.“

„Necht begreife ich es doch nicht,“ meinte ich, „Du hattest genug zu wirken und zu schaffen, bevor der König Dich

Tagebuch.

zu seinen Geschäften berief. Alle Deine Leute kamen zu Dir mit Fragen und Klagen, mit Wünschen und Anliegen, und Du hattest stets vollauf zu thun."

"Als ich jung war," entgegnete Papa, "und bevor ich das bedeutende Vermögen eines entfernten Verwandten erbt, diente ich dem Staate, und diese Dienste gewährten mir eine ehrenvolle, sorgenfreie Lage. Der Staat hätte mich sehr wohl entbehren können, ich aber ihn nicht, und so ist es einfache Pflicht der Dankbarkeit, daß ich in Augenblicken, wo man meiner zu bedürfen glaubt, treu und eifrig zur Hand bin. Die Zeit, an mich und meine Annehmlichkeiten denken zu dürfen, wird auch wiederkehren. Es giebt gar viele Auslegungen über das, was Pflicht sei; haltet Euch stets an die einfachsten, und verweigert einst Eure Dienste nimmer, wenn Ehre und Dankbarkeit Euch zur Leistung derselben auffordern."

"Es ist schlimm," sagte Wilhelm, daß Otto und ich noch über unseren künftigen Beruf keinen Entschluß gefaßt haben. Ich kann gar nicht recht mit mir einig werden; — ich glaube eigentlich, ich möchte gern Professor werden." Papa lachte unwillkürlich, faßte sich aber sogleich wieder, und

erwiederte: „Seid Beide noch während eines Jahres recht fleißig, dann entscheidet Euch. Uebrigens, mein lieber Sohn, schüttelt man den Professor nicht aus dem Ärmel, und gediegenes Wissen erfordert tüchtige Anstrengung. Nach einem Jahre sprechen wir darüber weiter.“

Nachdem wir eine Strecke über unser Gebiet hinaus gefahren waren, kam ein altes Weib bettelnd an den Wagen: „Ew. Excellenz, Ew. Excellenz, schenken Sie mir eine Kleinigkeit.“ Papa gab ihr Geld, und nun rief sie: „Danke, Danke, Ew. Durchlaucht.“ Papa lachte und sagte: „Dafür muß sie noch etwas bekommen.“ Die Alte neigte sich bis zur Erde und schrie: „Dank, Dank, Kaiserliche Hoheit!“ „Mehr verlange ich nicht,“ sagte Papa, „nun fahre zu, Heinrich.“

Nachdem wir gegen Mittag zu Hause angekommen waren, fand ich auf unserem Zimmer einen reizenden Kranz von Rosen und Vergißmeinnicht; in Mitten desselben lag ein Brief von Herrn Flohr. Der Kranz war von Marie. Die Freude über den Brief fuhr mir durch alle Glieder, bis dahin war ich nicht müde gewesen, aber nun mußte ich mich setzen. Herr Flohr schreibt:

„Theurer Otto! Beim Lesen Deines Briefes war es mir, wie wenn man nach längerer Trennung in ein liebes, wohlbekanntes Gesicht schauet; man kennt es doch sogleich wieder. — Auf Alles, was Du mir sagst, möchte ich nur erwidern, Du bist es durch und durch; in jedem Worte liegt Deine Art der Auffassung, Dein unbändiger Sinn, Dein Leichtsin und Deine Rechtlichkeit. — So auch hat Dein Brief mich sehr ernst gemacht, und doch auch habe ich darüber gelacht; Du hast mir früher häufig zu Beidem Anlaß gegeben und willst mich nicht aus der Gewohnheit kommen lassen.

„Es ist allerdings spaßhaft, daß Du einen für das Leben unpractischen Gelehrten zum Lehrer bekommen, denn in Dir ist nur zu wenig Theorie und zu viel Praxis. Ernstes Seiten hat indessen diese Betrachtung auch, und wenn Du mich aufforderst, zu entscheiden, ob Du in Deinem Benehmen gegen Herrn Keward Dein mir gegebenes Versprechen gehalten, so ist diese Entscheidung keine ganz leichte.

„Theurer Knabe, wir wollen nicht Worte und Mienen berechnen, nicht die innere steigende Ungeduld, sondern

einzig den guten Willen, recht handeln zu wollen, und auf diese Weise wirst Du wohl bestehen. Du sagst: Liebhaben kann ich ihn nicht — ich kann nicht! Das ist auch nicht nothwendig, wir kommen mit vielen Menschen in Berührung, die wir nicht lieben können, aber sie ertragen und ihre guten Eigenschaften anerkennen, das können wir. — Lieber Otto, einige Menschen kommen wunderbar durch die Welt; ohne Vermögen, oft ohne besondere Befähigung werden sie den Wissenschaften zugeschoben. Während ihrer Studienzeit dem Mangel hingegeben, stets darauf angewiesen, in möglichst kurzer Zeit möglichst viel lernen zu müssen, wenden sie sich nothgedrungen vom Leben ab, um — leben zu können. Diese armen Leute werden um ihre Jugend, oftmals um jede frische Gefühlsregung gebracht.

„Später spottet man ihrer, ohne zu bedenken, wie leicht man es selber gehabt hat. Gib Jemandem kärgliches Brod bei mäßiger Körper- und Geistesanstrengung, und er kann dabei heiter und glücklich sein, nicht so derjenige, welcher unter gleichen Verhältnissen auf strenges und ernstes Forschen angewiesen ist. — Bedenke das, wenn Herrn Rewards Sonderbarkeiten Dir auffallen, bedenke, daß er

die besten Jugendjahre einsam auf seinem Studirzimmer hingebracht hat; ausgeschlossen von geselligen Freunden, sind die Bücher ihm Alles, die Menschen Nichts gewesen, und jetzt, wo er mit diesen zu leben gezwungen ist, fühlt er sich unsicher und zerstreut. Das ist sehr natürlich. Benutze, was sein Wissen Dir bietet, und lerne tüchtig; sei übrigens freundlich und achtungsvoll in Deinem Benehmen, und vermeide, Herrn Keward in Deinem Tagebuche zu nennen. Besseren Rath weiß ich Dir nicht zu geben, mein bester Otto. —

„Dein Brief hat mich noch hier und in demselben Quartier bei meiner alten Wirthin angetroffen, welche es gar wohl mit mir meint. Die pompöse Aufschrift Deines Briefes belustigte mich sehr; ich war eben beschäftigt, meine Uniformknöpfe zu putzen, als ich ihn empfing, und rathe Dir, künftig ganz einfach zu schreiben: An den Grenadier Friedrich Flohr u. s. w., das paßt wirklich besser zu meinen jetzigen Verhältnissen. — Die Lehrzeit jedes Soldaten ist anstrengend, die meinige auch, aber ich bin frisch und wohlgenuthet, und das ist doch die Hauptsache. —

„Trauriges habe ich hier im Hause bereits erlebt;

meine Wirthin hatte einen ihrer Enkel zu sich genommen, ein Kind von zwei Jahren, schwach und kränklich. Er sprach nur in Tönen; ich habe ihn Anfangs nie Anderes sagen hören, als: „üm, üm, da, da,“ und Aehnliches; er war überdies häßlich, aber er hatte ein Paar dunkle Augen, die ins Herz drangen, und sah prächtig gutherzig aus. — Ich gab mich oft mit ihm ab, und wenn ich heim kam vom Exerciren, kam er mir stets an der Hausthüre entgegen, sagte eifrig sein „üm, üm,“ und deutete an, daß er mir helfen wolle; Etwas von meinen Sachen mußte er dann tragen, ich nahm ihn auf meinen Arm und so ging's die Bodentreppe hinan. Wenn ich meine Sachen abgelegt, schlief ich nicht selten wider Willen ein und sah beim Erwachen den Kleinen am Boden sitzen, seine guten Augen fest auf mich gerichtet, als freue er sich meines für ihn doch unbequemen Schlafs. —

„Vor wenigen Wochen fing der Knabe zu sprechen an, nicht einzelne Worte, wie andere Kinder, sondern kleine zusammenhängende Sätze. Es war auffallend, aber wir gewöhnten uns bald daran und dachten, es sei am Ende mit zwei Jahren nicht zu früh. Vor acht Tagen war er

weniger frisch noch als gewöhnlich und lag häufig; ich besuchte ihn, so oft ich konnte, er sagte dann wenig, lächelte aber, wenn ich eintrat. So saß ich auch vor drei Tagen an seinem Lager, er sprach nicht, aber wir verstanden uns doch so gut; da flüsterte er plötzlich: „Ach, Flohr, es wird so dunkel!“ Ich wollte etwas erwidern, da sah ich die Züge des Todes über sein kleines Gesicht gleiten, seine Hand erkaltete in der meinigen; ich hatte meinen armen kleinen Freund verloren! Für ihn war es hell geworden; als jedoch die alte Großmutter trostlos um ihn weinte, da ging ich auf mein Zimmer und vergoß ebenfalls Thränen. Ich war ihm Etwas gewesen, er hatte mich lieb gehabt, das vergißt und entbehrt sich nicht so leicht. — Wenn ich jetzt heimkomme, ist die Stelle leer, wo der kleine Justus mich erwartete; nur der alte Spitz steht wedelnd in der Thüre und stößt mich mit der Schnauze, um sich bemerkbar zu machen. —

„Mein Tag ist ganz militairisch eingetheilt; jetzt gleich beziehe ich auf vierundzwanzig Stunden die Wache. Ein Buch in der Tasche wandert mit. Lebe wohl, mein guter Otto, Deinem Bruder schreibe ich nächstens. Empfehl

mich Deiner gütigen Mama, Deiner Tante und sage herzliche Grüße an Marie, an Alle, die meiner gedenken.

F."

Für heute schreibe ich keine Silbe mehr.

Otto.